

## Das ganze Herz

### Klopstock und die Literatur der Empfindsamkeit

Eröffnung der Ausstellung „Klopstock“ in der SUB, 12. September 2003, 17 Uhr

Meine sehr geehrten Damen und Herren,  
liebe Kommilitoninnen, liebe Kommilitonen,

heute ist der 12. September 2003. Am 12. September 1772, noch genauer am Abend dieses 12. Septembers vor mehr als zweihundert Jahren hatten sich einige Göttinger Kommilitonen auf den Weg aus der Stadt (vermutlich in Richtung Weende) gemacht. „Der Abend war außerordentlich heiter, und der Mond voll“, so beschreibt einer der Studenten – es ist Johann Heinrich Voß – diesen Abend. „Wir überließen uns ganz den Empfindungen der schönen Natur. Wir aßen in einer Bauernhütte eine Milch, und begaben uns darauf ins freie Feld. Hier fanden wir einen kleinen Eichengrund, und sogleich fiel uns allen ein, den Bund der Freundschaft unter diesen heiligen Bäumen zu schwören. Wir umkränzten die Hüte mit Eichenlaub, legten sie unter den Baum, fassten uns alle bei den Händen, tanzten so um den eingeschlossenen Stamm herum, - riefen den Mond und die Sterne zu Zeugen unseres Bundes an, und versprachen uns eine ewige Freundschaft. Dann verbündeten wir uns, die größte Aufrichtigkeit in unsern Urteilen gegeneinander zu beobachten, und zu diesem Endzwecke die schon gewöhnliche Versammlung noch genauer und feierlicher zu halten. Ich ward durchs Los zum Ältesten erwählt. Jeder soll Gedichte auf diesen Abend machen, und ihn jährlich begehn“ (Voß an Brückner, 20. September 1772, zitiert nach: *Der Göttinger Hain*. Hg. von Alfred Kellertat, Stuttgart 1967, S. 349f).

Man kann das alles für eine Studenten-Schnurre halten, aus der später die Literaturhistoriker den Gründungstag des Göttinger Hains gemacht haben, mehr vielleicht nicht. Schon den Zeitgenossen war das Treiben der Studenten nicht ganz geheuer. Den Göttinger Professoren wie Heyne etwa, ging die dichterisch-empfindsamen Zusammenkünfte entschieden zu weit. „Wir werden hier von den Professoren außerordentlich gehasst“, behauptet Voß zwei Jahre später, „weil wir Klopstocks Freund sind und niemand die verlangte Cour machen. Man erzählt die lächerlichsten Geschichten von uns, von Eichenkränzen, die wir beständig trügen, von einem Ochsenberge ..., wo wir nach Art der Hexen nächtliche Zusammenkünfte halten sollen, vierhundert an der Zahl, alle in Ziegenfelle gekleidet, und mit großen Krügen versehen, woraus wir Bier trinken, und solche Alfanzerien mehr, die dem Professorenwitze Ehre machen“ (Voß an Brückner, 1774, zitiert nach: *Der Göttinger Hain*. Hg. von Alfred Kellertat, Stuttgart 1967, S. 415f).

Was zunächst aussieht, wie eine Studentenposse – eben eine Alfanzerie – war weit mehr und das nicht erst im späteren Urteil der Literaturgeschichte. Im 18. Jahrhundert hat es nicht nur, aber auch in Göttingen viel bedeutet, „Klopstocks Freund zu sein“, - so die treffende Formulierung Voß'. Ob in Göttingen oder in Tübingen oder in Frankfurt war der Name Klopstock ein Zauberwort, das einen unmittelbar über Gleis 9 3/4 ins poetische Hogwarts brachte. Deutschland war damals nicht nur in Göttingen kein Land der Dichter. Der preußische König Friedrich II. schrieb noch 1780 ganz selbstverständlich, dass in deutscher Sprache keine Poesie von Rang zu machen sei (*De la littérature allemande*). Deutsch sei die Sprache für Hunde und Soldaten.

Das sah man abseits des Hofes in den Städten und an den Universitäten anders. 1748 hatte ein Schulabgänger der Fürstenschule Pforta drei Gesänge veröffentlicht, die unter dem Titel *Der Messias* den Auftakt zu einem gewaltigen Epos werden sollten, das am Ende, mehr als ein

Vierteljahrhundert später in mehr als 20.000 Versen die Heilsgeschichte Jesu besang. Der Anspruch dieses Epos war nicht bescheiden, denn es galt den größten Dichter aller Zeiten zu übertreffen: Homer. Um die Mitte des 18. Jahrhunderts schien alles dafür zu sprechen, dass dies gelingen sollte. Der Dichter dieses Epos war kein Dichter mehr, wie man ihn bis dahin in Deutschland gewohnt war, kein Schulrektor, der für seine Schüler Theaterstücke schrieb, kein Amtmann, der sich in Nebenstunden Raum für poetische Gefühle gab, kein Professor, der gelehrten Gelegenheiten in Versen nachgab. Hier trat ein Dichter auf, der sein ganzes Leben der Poesie weihen wollte, nur der Poesie. Das war neu. Es schien, als wäre über Nacht ein neuer Begriff der Poesie verkündet worden, der alles verrückte, was man bis dahin im Umgang mit der Poesie zu tun pflegte. Die Verse redeten einen so hohen Ton, dass es den Kritikern wie Lichtenberg leicht viel, von „Odengeschnaube“ zu reden. Poesie war auf einmal selbst heilig, und sein Dichter – eben Klopstock – nicht weniger: „Ich sag dir, Bruder, es ist alles vortreflich. Man fühlt was dabey, was man sonst in seinem Leben nicht gefühlt hat; man ist ganz über der Welt, und sieht auf sie herunter. Nun fang ich das Buch bald selber an zu lesen. [...] Gottlob, daß ich den Messias zu lesen angefangen habe; und ärgern muß ich mich, daß es nicht schon weit eher geschehen ist! Das ist ein heiliges göttliches Buch“, heißt es 1776 in Millers Erfolgsroman *Siegwart*, „und Klopstock, der's gemacht hat, muß noch göttlicher und heiliger seyn. Nun will ich gern alle Bücher weggeben, die Bibel ausgenommen, wenn ich nur den Messias habe: Du kannts nicht glauben, Bruder, was für einen Schatz der Andacht, der Empfindung, des Grossen und Göttlichen dieses Buch in sich enthält“. Ein Freund Klopstocks zu sein, heißt etwas zu empfinden, was man sonst im Leben nicht empfunden hat und nicht empfinden kann. Und das wird nicht zufällig in religiösen Vokabeln beschrieben. Der Enthusiasmus wiederholt sich, ob in Frankfurt, wo die Kinder des Vater Goethe heimlich ihren Dichter so enthusiastisch lasen, dass der Barbier des Vaters von einem Ausruf der enthusiastierten Kinder erschreckt, das Barbierbecken verschüttet oder im Tübinger Stift, wo sich dem Göttinger Hain vergleichbare Freundschaftszirkel gebildet hatten, die den jungen Hölderlin inspirieren sollten oder in Zürich, wo öffentliche Lesungen des ›Messias‹ Theateraufführungen ersetzten. Der Dichter und Freiheitssänger Christian Friedrich Daniel Schubart zog damals als Rhapsode des ›Messias‹ durch Süddeutschland und berichtet: »In Ludwigsburg sind Handwerksleute, die den Messias statt eines Erbauungsbuches brauchen, und nach der Bibel (wie's denn auch wahr ist) kein göttlicheres Buch kennen, als dieß«. Wer sich Klopstock verschrieben hatte, sollte für keinen Dienst auf Erden taugen, machte niemanden den Cour mehr als nur der Poesie. Das war irritierend, wunderlich, wohl auch nicht selten lächerlich, aber es war neu, so dass es dem ›Hannoverschen Magazin‹ schon 1778 so schien, als müsse, wie es da heißt, von einem »Zeitalter der Empfindsamkeit« gesprochen werden.

Das Wort „Empfindsam“ war um 1778 nicht mehr ganz neu, sondern hatte in Deutschland – nach einer fast hundert Jahre längeren in Frankreich – eine Geschichte seit etwa dem Ende der 30er Jahre, als in Göttingen die Universität gegründet wurde. Ende der 1760er Jahre war es ein Modewort geworden. Damals hatte Lessing dem Übersetzer Johann Joachim Bode vorgeschlagen das Buch des englischen Erfolgsschriftstellers Laurence Sterne *Sentimental Journey* mit „Empfindsame Reise“ zu übersetzen. Der Titel bürgte vollends das englische „sensitivity“ bzw. das französische „sensibilité“ ins Deutsche ein. Es war ein Erkennungswort. Was man darunter verstand, belegen schon die Wörterbücher der Zeit. „Empfindsam“, so schreibt es Adelung in seinem *Grammatisch-kritisches Wörterbuch der hochdeutschen Mundart*, „Empfindsam“ meint „fähig, leicht sanfte Empfindungen zu bekommen, fähig leicht gerührt zu werden“. Das scheint fast eine triviale Feststellung zu sein, - ist es aber nicht. Wir verstehen heute spontan nicht mehr, warum es empfindsame Poesie braucht, um etwas nie sonst im Leben Dagewesenes zu empfinden, wie es in Millers *Siegwart*- Roman so treffend heißt, was daran gesellschaftlich, moralisch, wenn nicht sogar

politisch so Besonderes sein soll, Romane wie Rousseaus *Nouvelle Heloïse*, Sternes Romane oder ein Epos wie Klopstocks *Messias* zu lesen oder warum 1774 die wohl berühmteste literarische Replik auf die Empfindsamkeit ganz fraglos Klopstock als ein Erkennungswort zwischen Liebenden ins Bild setzen konnte, eben in Goethes *Werther* unter dem Eintrag des 16. Juni. Da lesen wir: „Wir traten an’s Fenster. Es donnerte abseitswärts, und der herrliche Regen säuselte auf das Land, und der erquickendste Wohlgeruch stieg in aller Fülle einer warmen Luft zu uns auf. Sie stand auf ihren Ellenbogen gestützt; ihr Blick durchdrang die Gegend, sie sah gen Himmel und auf mich, ich sah ihr Auge thränenvoll, sie legte ihre Hand auf die meinige und sagte - Klopstock! Ich versank in dem Strome der Empfindungen, den sie in dieser Losung über mich ergoß. Ich ertrug nicht, neigt mich auf ihre Hand und küßte sie unter den wonnevollsten Tränen“.

Das kommt uns so befremdlich vor wie das Verhalten der Göttinger Studenten. Versetzen wir uns für einen Moment in das 18. Jahrhundert zurück. Machen wir das am besten mit einem der besten Erforscher des 18. Jahrhunderts mit Robert Darnton. Darnton hat einmal auf die Frage, ob er nicht lieber im 18. Jahrhundert geboren wäre, geantwortet, ja, aber unter zwei Bedingungen: 1. Erstens nur als Angehöriger der Oberschicht, sprich des Adels, 2. ohne Zahnweh. Man kann das zusammenfassen und sagen, er wäre gerne als Mensch in unserem modernen Sinne geboren. Aber das war aber im 18. Jahrhundert eigentlich nicht vorgesehen. Man war als Angehöriger eines Standes geboren. Das bedeutet, dass damit zugleich entschieden war, welche gesundheitlichen Überlebenschancen man hatte, ob man in kalten Wintern eine bessere oder weniger gute Überlebenschance hatte, welchen Beruf man zu erlernen hatte, welchem Glauben man anzuhängen hatte, wenn man heiraten durfte, wenn überhaupt, welche Chancen die Kinder hatten, wie alt man wurde, wo und wie man begraben wurde. All das kam einem als Standesperson, und nicht als Mensch zu. Gefühle zu kultivieren, empfindsam sein zu dürfen, das stand nur ganz wenigen zu. Das waren zunächst die Privilegierten wie eine Madame de La Fayette oder ein Fräulein von Scudéry, die im Absolutismus nach dem Scheitern der Frondé stillgestellt waren und wie keine andere gesellschaftliche Gruppe vor ihnen Zeit zur Selbstbeobachtung hatte, das waren ein paar Großstadtbürger in London, die als Landadlige in Kaffeehäuser Zeitungen lesen und Theater besuchen konnten, das waren religiöse Gruppen nicht zuletzt auch in den deutschen Territorien, die wir unter dem Sammelbegriff Pietismus fassen, die sich mit religiös inspirierter Selbstbeobachtung beschäftigten. Alle diese Gruppen verstanden sich nicht als neu oder gar modern. Aber sie haben kulturelle Praktiken ausgebildet, die sich in Deutschland um die Mitte des 18. Jahrhunderts zu einer Strömung verdichtet haben, die schon der Zeit so andersartig erschienen ist, dass sie dafür einen eigenen Namen gefunden hat, eben Empfindsamkeit. Historiker nennen so einen Vorgang Emergenz, wenn also aus ganz anders gelagerten Entwicklung etwas qualitativ anderes entsteht, was in seinen Voraussetzung qualitativ nicht schon angelegt war.

Empfindsam zu sein, hieß also nicht nur sich in offene Gräber zu legen – was man im Klopstock-Kreis getan hat –, und sich mit den Empfindungen des Todes zu beschäftigen. Empfindsam zu sein, hieß nicht nur ein frisch gedrucktes Buch wie ein Kind in die Hand zu nehmen, über seine Seiten zu streichen, das Papier zu wiegen, die Drucktypen zu betrachten. Empfindsam zu sein, hieß nicht nur „Klopstock“ zu sagen und oder zu lesen und dabei zu weinen. Das hieß es alles auch. Aber damit war zugleich gesagt, dass jeder, der ein Mensch und nicht eine Standesperson sein wollte dies tun konnte. Das konnte eine Postmeisterin wie die Karschin sein. Die zentrale Beteiligung der Frauen an der Empfindsamkeit ist schon im 18. Jahrhundert aufgefallen und war nicht selten Anlass für misogynen Tiraden. Und noch jemand konnte empfindsam sein, der es in der Frühen Neuzeit nicht sein konnte, weil er kein Mensch, sondern eine Standesperson, genauer eine Person jenseits der Stände war, die Juden.

Die hiesige Staatsbibliothek bewahrt auch eines der wenige Exemplare des ersten Gedichtbandes in hochdeutscher Sprache auf, geschrieben von dem Juden Isaschar Falkensohn Behr, überschrieben, „Gedichte von einem polnischen Juden“ (Neu hg. von Gerhard Lauer. St. Ingbert 2002). Weder durften bis dahin polnische, d.h. orthodox lebende Juden Gedichte schreiben, noch überhaupt auch nur lateinische Schrift lernen. Und hier tritt ein Jude auf, der sich rasiert, Perücke trägt und die Schönen ansingt: „Voll Sehnsucht blickt / mein Augenpaar, / Und Puder schmückt / mein Lockenhaar.// Mein Bart ist glatt/ Und glätter hat / kein Jüngling ihn!...“ Man spricht hier von kultureller Vergesellschaftung, soll sagen: Es ist die Literatur die den Menschen als ganzen Menschen hier bestimmt. Literatur bestimmt so das, was unter einem Gesellschaftswesen verstanden wurde. Falkensohn Behr, der aus ärmlichen Verhältnissen eigentlich durch unglückliche Umstände nach Berlin kam, nur Jiddisch sprach, wusste wer er war, wie man jenseits von Standes- und Religionsgrenzen liebt, sich Hoffnung macht auf das Leben, - er wusste das alles aus der Literatur und den daran geknüpften Beobachtungen der eigenen Empfindungsfähigkeit. Sie herauszustellen, ja herzustellen, war Aufgabe der neuen Literatur. Poesie war hier eine lebensverwandelnde Kraft. Was das hieß, wusste ein Falkensohn Behr mit geradezu leiblicher Präsenz.

Aber nicht nur der Literatur, auch der Musik etwa eines Carl Philipp Emanuel Bachs oder Christopf Martin Krauss, Aufgabe der Malerei und Architektur. Wenn in diesen Jahren im Wörlitzer Park Friedrich Wilhelm Erdmannsdorff eine Synagoge baut, dann baut er sie als "Judentempel", der in seiner Form auf das Forum Boarium in Rom verweist (Hans- Joachim Kadatz: Friedrich Wilhelm von Erdmannsdorff. Wegbereiter des deutschen Frühklassizismus in Anhalt-Dessau. Berlin 1986). Soll sagen, in der idealen arkadischen Landschaft der englischen Parks steht die Synagoge ebenso idealisiert wie die anderen Bauten. Wir alle sind Griechen und darum Menschen. Und das Schloss, das so viel Aufsehen damals erregt hat, ist nicht mehr der Mittelpunkt der Anlage wie noch im Absolutismus. Hier ist Teil des Gartens und damit ein „neues Haus“, wie man damals sagt, der Ort der idealen Begegnung der Menschen von Herz zu Herz, nicht mehr als Juden oder Christen, Arme oder Reiche. Erdmannsdorff hatte dafür nicht nur die englische Gartenarchitektur studiert, sondern war wie so viele Empfindsame seiner Zeit zu Freund Jean-Jacques gefahren, wie der wohl erfolgreichste Autor des 18. Jahrhundert von seinen Lesern liebevoll genannt wurde: Jean-Jacques Rousseau.

1761 war der Bestseller des 18. Jahrhunderts erschienen, der empfindsame Roman *Nouvelle Heloise*. Die Nachfrage nach diesem Buch überstieg das Angebot lieferbarer Exemplare so sehr, dass die Buchhändler das Buch tageweise und sogar stundenweise ausliegen, 12 Sous für sechzig Minuten, aber nur für einen Band. Wenigstens siebzig Auflagen vor 1800 sind allein im Französischen belegt. Und alle weinten sie, die Leser Rousseaus. In den Verlagskorrespondenzen, von denen jeder heutige Verleger nur träumen kann, ist schier endlos von Tränen, Seufzern, Qualen, Ekstasen und köstlichen Herzensergießungen die Rede. Und so schreiben die Leser an ihren Freund Jean-Jacques: „Ich fühle, dass ich ein besserer Mensch bin, seit ich Ihren Roman gelesen habe, der hoffentlich kein Roman ist“ (vgl. hier und im folgenden Robert Darnton: Leser reagieren auf Rousseau. Die Verfertigung der romantischen Empfindsamkeit. In: R. D.: Das große Katzenmassaker. München, Wien 1989, S. 245ff.). Man weiß, wer man als moralisches Wesen ist durch die Literatur. Das hätte nicht einmal der Humanismus so formuliert. Für alle empfindsamen Leser ist klar, dass das, was Freund Jean-Jacques auf vielen Hunderten von Seiten schreibt, kann nicht erdichtet sein. Es redet so unmittelbar zum Herzen, verwandelt so überwältigend die eigene Person, dass es wahr sein musste, so könnte man doch nicht durch gedruckte Buchstaben allein zum Menschen werden. Das musste das Leben selbst in alle seinen Empfindungen sein, das da zum eigenen Herz redete. „*Nein Monsieur*“, schreibt ein Pastor aus Genf an Rousseau, „*ich*

*kann nicht länger schweigen. Sie haben meine Seele überwältigt. Sie ist zum Bersten voll und muß ihre Qualen mit Ihnen teilen ... ach, Julie! Ach, Saint-Preux! Ach, Claire! Ach, Edouard! Welches Gestirn bewohnen Eure Seelen, und wie kann ich das meine mit dem Eurigen vereinigen? Sie sind die Frucht Ihres Herzens, Monsieur, Ihr Verstand allein hätte sie nicht machen können, wie sie sind. Öffnen Sie mir jenes Herz, damit ich mich in die Betrachtung der lebendigen Urbilder der Figuren versenken kann, deren Tugenden mich solche süße Tränen weinen machen“.* Literatur ist wahr, weil hier die Stimme von Mensch zu Mensch, von Herz zu Herz spricht. Wenn man auch sonst Standesperson sein muss, hier im Romane Rousseaus war man das so wenig wie beim Lesen des „Messias“. Man hat das fälschlich Verbürgerlichung genannt, Vermenschlichung wäre genauer, wenn das nicht missverständlich wäre.

Die empfindsamen Leserinnen – gerade solche von Stande – finden damals an, ihre Kinder selbst zu stillen (was bis dahin Aufgabe von Dienstboten war). Die Dankesbriefe empfindsamer Väter an Freund Jean-Jacques, ihnen dieses Familienglück geschenkt zu haben, gehen in die hunderte und sind von einem für heutige Ohren wunderlichen Enthusiasmus. Die Empfindsamkeit lehrt nicht bloß, Kinder zu stillen. Sie sagt auch, dass das Schlagen von Dienstboten unmenschlich ist, Tierquälerei – eine der Standardbelustigungen bis weit ins 18. Jahrhundert hinein – verwerflich ist. Und natürlich kann man nicht mehr von Liebe reden, ohne in empfindsamen Floskeln und Vorstellungen sich zu bewegen. Wer sich verliebt, tut das empfindsam, guckt auf Sonnenuntergänge und schüttet sein Herz aus. Die Romantiker und mit ihnen dann wir haben unsere Semantik der Liebe hier gelernt. Kurz: Schauen wir unseren Gefühlshaushalt an, unsere Vorstellungen von dem, was wir als Menschen sind, so ist das sehr, sehr nahe an den Leitvorstellungen der Literatur der Empfindsamkeit. Sie ist der deutschen und vielleicht europäischen Kulturgeschichte die Gelenkstelle zwischen den Frühen Neuzeit und unserer Neuzeit.

Dass diese Literatur eine das Leben des 18. Jahrhunderts revolutionierende Kraft besaß, ist keine bloße Metapher. Von Rousseau läuft vielleicht am direktesten der Faden zur Französischen Revolution und den Vorstellungen einer Menschheit und Gleichheit jenseits der vormodernen Ständeordnungen. Den Cour nur noch der Poesie und nicht mehr den ständischen Verregelungen des Lebens zu machen, das ist es, was diese Zeit so revolutionär neu macht. Heinrich Christian Boie schreibt aus Göttingen über seine Lektüre Klopstocks: „Wo ist [...] eine Spur von dem großen, ungestümen Feuer, das uns bei Klopstock hinreißt, in die Wolken erhebt und das ganze Herz erschüttert? Das thut nur der wahre Poet. Und von solchen hat nicht einmal jedes Jahrhundert einen. [...] Klopstock macht mir das Herz schlagen, der Athem wird mir zu enge – ich muß aufhören zu lesen“ (Heinrich Christian Boie an Kalr Ludwig Knebel, 30.12. 1771. In: Karl Ludwig Knebel: Literarischer Nachlaß. Bd. 2. Leipzig 1836, S. 112).

Auch ich muß aufhören zu lesen. Zwei Nachbemerkungen. Erstens: Vielleicht dass wir heute am Ende dieser Empfindsamkeit, des Rousseauismus stehen, wo uns dessen Natürlichkeits- und Herzenspostulate zugunsten einer totalen Umbaubarkeit des Menschen nur noch historisch vorkommen. Darüber wäre an anderer Stelle viel zu sagen. Aber mit Blick auf die Empfindsamkeit wissen wir vielleicht eher, was wir gegenwärtig dabei sind aufzugeben.

Wichtigere Nachbemerkung:

Ich habe allen Grund Danke zu sagen, an die Staats- und Universitätsbibliothek Göttingen, namentlich Herrn Prof. Dr. Elmar Mittler, an Frau Yvonne Hartmann und Herrn Dr. Jan-Jasper Fast vom Presse- und Öffentlichkeitsreferat der Bibliothek. Als die Idee aufkam, aus den Beständen, vielleicht sage ich besser Schätzen der Bibliothek Ausstellungen zu machen

und dies mit einer Klopstock-Ausstellung vielleicht zu beginnen, war noch unklar, was das heißen soll, Bücher ausstellen. Klar war, das kann nicht nur das Aufschlagen von Büchern hinter Glas sein und nicht nur ein paar Schautafeln. Wenn es heute einen Lesetisch gibt, an dem auch der Zufallsleser beim Gang zu ganz anderen Büchern empfindsame Zeilen liest, wenn er oder sie am Hör-Tisch die Literatur direkt zum Herzen sprechen lässt, dann sind das erste Schritte in die Richtung, Literatur wieder hörbar zu machen.

Ich sage danke der Buchhandlung Schwartz für ihre Klopstock-Bändchen, die sie hier unmittelbar durchschmökern können und dem Wallstein-Verlag für seinen wunderbar Hör-CD, die sie hier hoffentlich noch viele Wochen beim Gang durch die SUB hören können. Ich danke vor allem und besonders und ganz herzlich drei dieser wunderbaren Studenten, die es wohl nur in Göttingen gibt und die eigentlich ein Eichen-Lorbeer verdient haben: Danke, liebe Christine Trotzky, danke lieber Michael Fürst und danke lieber Bastian Schlüter. Das haben Sie großartig gemacht.